

Anwendungsmöglichkeiten zu verzettelt und zu wenig didaktisch. Für eine Positionsbestimmung ist es zu stark an die Literatur gebunden und zu unsouverän im Urteil (den grandiosen Foucault-Kommentar „Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik“ von Dreyfus/Rabinow kann es nicht erreichen). Es bleibt eine verdienstvolle Zusammentragung zahlreicher Knotenpunkte zwischen Foucaults Denken und der sich lange Zeit in Quarantäne wählenden deutschen Geschichtswissenschaft. Als solche mag es hoffentlich weitere Leser/innen gewinnen. Von weiteren dergleichen Büchern aber sei dringend abgeraten. Foucaults Œuvre ist eine Werkzeugkiste – so sah er es selbst. Es ist längst die Zeit gekommen, die in ihr enthaltenen Utensilien nicht mehr in der Hand zu wiegen, sondern sie forsch anzusetzen, um verrostete Schrauben der Geschichte mit ihnen zu lösen.

Falk Bretschneider

Ulrich Herbert (Hrsg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Wallstein Verlag, Göttingen 2002, 587 S.

Der Sammelband will sich jenem Aspekt westdeutscher Geschichte bis zum Beginn der 1970er zuwenden, der bislang „eher als nachrangiges Problem wahrgenommen“ worden sei, nämlich der „kulturellen und mentalen Kontinuitäten“, die das Vierteljahrhundert nach dem Kriege prägten. Gegenstand sind also die – gewissermaßen ober- und unterirdisch verlaufenden – Ströme von Werten, Einstel-

lungen, die die Gesellschaft der frühen Bundesrepublik beeinflusst haben.

Unter dem Dach eines vom Hrsg. verfaßten Überblicks zu Beharrungs- und Wandlungsprozessen der westdeutschen Gesellschaft sind 13 Einzeldarstellungen gruppiert, die sich auf das Vierteljahrhundert nach 1945 konzentrieren. Hier finden sich Aufsätze zu den öffentlichen Diskursen zur Abwehr der deutschen Verantwortlichkeit an den NS-Verbrechen wie auch zu den Nachkriegskarrieren der einstigen SS-Kader. Wie die Generation der „45er“, die ihre professionelle Entwicklung nach dem Krieg begann, mit Ablösung der Vorgänger-Generation und einem neuen journalistischen Selbstverständnis den Weg für eine kritischere Öffentlichkeit bereitete, wird ebenso rekonstruiert wie politikwissenschaftliche und soziologische Diskussionen, die schließlich in der Forderung eines Bundeskanzlers, „mehr Demokratie“ zu wagen, mündeten. Sechs Aufsätze thematisieren, wie sich die herrschenden Werte in juristischen Normen spiegelten. Sie haben die Debatte um unehelich Geborene, den Umgang mit Homosexualität und mit der Schulzucht, die Deutungen von jugendlichen Normverstößen, die Jugendkriminalität und die Zwangseinweisungen in die Psychiatrie zum Gegenstand.

Der Umgang der Autorinnen und Autoren mit ihren zum Teil recht spezifischen Gegenständen wirkt sehr gründlich, detailliert und sachlich. Die Einordnung in größere Zusammenhänge bleibt allerdings sparsam, was aber durch den Überblicksessay des Hrsg. kompensiert wird. Der Band enthält ein Personenregister. In dem umfanglichen Anmerkungsapparat laufen allerdings

einige Verweise auf Literatur ins Leere, was sicherlich bemerkt worden wäre, wenn sich der Verlag dazu entschlossen hätten, dem Leser mittels Querverweisen die Handhabung des Apparats zu erleichtern.

Zu Beginn seines ausführlichen Überblicks essays bestimmt *Ulrich Herbert* die Spezifik der hier thematisierten Wandlungsprozesse. In Abgrenzung zu wirtschaftlich-technischer wie auch politischer und sozialer Modernisierung will er Prozesse der „Liberalisierung“ beschreiben, also „die Modernisierung der Lebensweisen und -normen, der politischen Einstellungen im Sinne von Partizipation, Pluralität und Abbau hierarchischer und autoritärer Strukturen“ (S. 12). Nach der Lektüre des Bandes mag sich der Leser fragen, ob die Beschreibung des hier verhandelten Gegenstandes wie auch die angestrebte Abgrenzung von den beiden anderen Modernisierungsprozessen durch den Begriff „Mentalitätswandel“ oder „mentale Modernisierung“ nicht besser geleistet werden könnte. *Herbert* stellt die Entwicklung der ersten beiden Jahrzehnte nach dem Kriegsende als Endphase einer längerfristigen Entwicklung, die in Deutschland etwa 1890 einsetzte, dar. Die Jahrhundertwende erscheint hier als „formative Phase derjenigen kulturellen und mentalen Dispositionen, die auch nach 1945 und bis in die 60er Jahre hinein als wirksam beobachtet wurden“ (S. 35). Das Neue dieser geschichtlichen Phase sei, daß nicht mehr nur einzelne gesellschaftliche Schichten „sondern das Leben nahezu aller Menschen ... durch Prozesse der Urbanisierung und Massenwanderung, der Elektrifizierung und bürokratischen Rationalisierung, des Auf-

schwungs der Wissenschaften und der Medizin, der technischen Erfindungen, der Massenöffentlichkeit und des Aufkommens der großen Massenbewegungen und -ideologien“ verwandelt wurden. Die Eliten im nationalstaatlich ungesicherten und traditionslosen Deutschland hätten die für sie bedrohlichen Effekte der Modernisierung durch die illiberale Verregelung und Kodifizierung der Lebensweisen einzudämmen versucht. „Die Festschreibung von patriarchalischen Strukturen, autoritären Dispositionen in der Erziehung, das strafbewehrte Festzurren von Normalität in diesen Jahren wurde so zum Kennzeichen einer politischen Haltung, die zwar die technische Moderne will, deren kulturelle Ausprägungen – vom Großstadtleben über das Frauenwahlrecht bis hin zur modernen Kunst – aber bekämpfte. Beides, die Suche nach Geborgenheit im Vertrauen, wie die politisch motivierte Abwehr autoritätsgefährdender Neuerungen, greift hier also ineinander“ (S. 38).

Ganz ähnlich habe man sich während der „konservativen Modernisierung“ der noch instabilen und als Provisorium empfundenen Bundesrepublik eingestellt. „Auf diese Weise hatte sich inmitten einer Phase außerordentlich dynamischer wirtschaftlicher Entwicklung ein Gesellschaftstyp erhalten, der sich in vielem an den Wertmaßstäben und Leitbildern der wilhelminischen Gesellschaft orientierte. Gesellschaftliche, kulturelle und strafrechtliche Normen im Verhältnis von Staat und Staatsbürger, von gesellschaftlichen Leitbildern und Individualität, in Bereichen wie Familie und Sexualität, Jugend und ‚Sittlichkeit‘, klassen-, geschlechts- und altersspezifischen Rol-

lenzuweisungen, Bildungschancen und Arbeitsethos entsprachen Mitte der 50er Jahre in offenbar hohem Maße nach wie vor eher den in der Zeit der Jahrhundertwende entwickelten Modellen..." (S. 39 f.). Diese „schützende Verpanzerung“ (S. 40) der Einzelnen in den traditionellen Orientierungen sei schon in den 1940er Jahren in den USA, schließlich verzögert in Europa, noch mehr hinausgeschoben auch in Westdeutschland, überflüssig geworden. Politische Stabilität, wirtschaftliche Prosperität, die Vergrößerung sozialer Aufstiegschancen haben sie ebenso erübrigt, wie sie für die nun entstehende Konsumgesellschaft und die neu ermöglichte Lebensweise störend wurde. Als Protagonisten dieses Wandels in Westdeutschland macht *Herbert* die Generation der ‚45er‘ oder, anders etikettiert, die „Flakhelfer-Generation“ aus, die ihren Kern in den um 1930 Geborenen hat. „Seit den 60er Jahren bereits rückten sie in die Führungsfunktionen ein, die sie zum Teil bis zur Jahrhundertwende beibehielten. Diese Generation war vermutlich die prägendste und einflußreichste Alterskohorte des 20. Jh.s. Aus diesem Blickwinkel erscheinen die in den 40er Jahren Geborenen – der Kern der späteren ‚68er‘ – eher als Epigonen, als fellow-traveller der Flakhelfer-Generation, deren Ansätze sie aufnahmen und weiterführten und von der sie sich durch Ausdehnung und Radikalisierung der Kritik zu emanzipieren versuchten“ (S. 45).

In seinem Resümee unterstreicht der Hrsg., daß in einer über die politikwissenschaftliche hinausgehenden kulturengeschichtlichen Perspektive die „relative Einheit“ der Jahrzehnte bis 1970 deutlich würde. Als ein „krisen-

hafter Anpassungsprozeß“ sei diese Phase als eine widersprüchliche Einheit der „vollständigen Durchsetzung der Hochmoderne“ mit der „rückversichernden Orientierung an den tradierten Normen“ zu verstehen. Die Liberalisierungsprozesse der Bundesrepublik seien als Teil dieses „Lern-, Anpassungs- und Optimierungsprozesses zu begreifen“ (S. 49). Freilich sind diese Prozesse ohne die Rekonstruktion des übermächtigen Erbes, mit dem die westdeutsche Gesellschaft begann, nicht zu schildern. Der Sammelband realisiert das, in dem er die Kontinuität jener Werte, Einstellungen und Ideologeme freigelegt, die jenseits der offiziellen und normativen Abgrenzung zum NS wirkten. Was als nazistisch oder verwerflich galt, war (und ist) perspektivenabhängig. Schon in seiner Einleitung zeigt *Herbert*, daß nach 1945 die meisten Menschen nach wie vor jenen Werten und Einstellungen anhängen, die die Massenbasis für das Funktionieren der Nationalsozialismus gesichert hatten. Zugleich meinten sie nun aber, keine Anhänger nationalsozialistischer Werte und Einstellungen (mehr) zu sein. Während man lediglich die Judenverfolgung, die Rassenlehre, die Kirchenfeindlichkeit und die Machtentfaltung der Parteibonzen als wesentliche und verwerfliche Züge des NS verstand, wurde Anderes nicht als ‚nationalsozialistisch‘ angesehen: „der Krieg und die Art der Kriegsführung etwa, der Antibolschewismus, aber auch die Verfolgung bestimmter Minderheiten wie der Zigeuner, oder die Heranziehung von Millionen ausländischer Arbeitskräfte zur Zwangsarbeit“ (S. 17).

Auch in dem Aufsatz von *Patrick Wagner*, der die Resozialisierung der

NS-Kriminalisten rekonstruiert, kann man Verweise auf die Macht traditioneller, elitär-konservativer Bürgerlichkeit finden. Sie zeigt sich in den ideologischen und moralischen Maßstäben, die die ehemaligen Sipo-Kriminalisten, die einst zehntausende „Berufsverbrecher“ „vorbeugend“ in die KZs deportiert hatten und in den 1950ern in der BKA-Führungsebene integriert wurden, nach dem Kriege anlegten. Über die Wiedereinstellung „entschied die Funktionselite der leitenden Kriminalbeamten letztlich selbst. ... Als untragbar galten nur jene Kollegen, die zuvor gegen den internen Kommentar der Funktionselite verstoßen hatten; Verbrechen an Menschen, die selbst nicht der Funktionselite angehört hatten, wurden als verzeihlich angesehen“ (S. 193).

Zu einem ähnlichen Befund kommt *Bernhard Brunner*. Er vollzog die Lebenswege der einstigen Sipo-Chefs nach, die als oberste SS-Kommandeure zwischen 1940 und 1943 in den 17 Regionalpräfekturen des okkupierten Frankreich geherrscht hatten. Bei etwa der Hälfte der rekonstruierbaren Karrieren hatten die Männer nach 1945 weiter ihre bereits in der Weimarer Zeit eingeschlagene traditionelle Laufbahn als Juristen im höheren Verwaltungs- oder Justizdienst verfolgt. Sie „erreichten in den sechziger Jahren die Positionen, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Weimarer Republik erlangt hätten. Generell galt: Je bürgerlicher und weniger offensichtlich mit diskreditierten Institutionen des NS-Staates verknüpft die bisherige Laufbahn gewesen war, desto besser waren die Chancen auf eine Fortsetzung der Karriere“ (S. 220).

In der Zusammenschau der Aufsätze wird dem Leser die enorme Relevanz der Generationen-Problematik beim Verständnis solcher Wandlungsprozesse deutlich. Man findet immer wieder Belege dafür, daß der Wandel von Mentalitäten und Werten vor allem an den Wechsel von Generationen gebunden ist. Ideologische Orientierungen verknüpfen sich dabei stets mit den Aufstiegs- und Etablierungsbedürfnissen von Generationen. So ist es kein Zufall, daß in der ÖTV-Kampagne von 1959 gegen die „fast alle Schlüsselstellungen“ beherrschenden SS-Führer in der Kripo auch davon die Rede ist, daß diese „anderen hochqualifizierten, politisch unbelasteten Kriminalbeamten den Aufstieg versperren“ (S. 197).

Christina von Hodenberg kommt in ihrem Beitrag zum Journalismus der 1950er zu dem Ergebnis, daß es die Journalisten der „45er-Generation“ gewesen seien, die kritische Berichte zur NS-Zeit oder zur Entnazifizierung schrieben – und sich dabei über die „Gratisangst der leitenden Herren“ und die „Berufskrankheit unserer Publizistik“, mokierten (S. 305). Diese 45er-Generation habe gute Erfahrungen mit den Alliierten gemacht, und für viele von ihnen galten die westlichen Demokratien und deren Werteordnung als Vorbild. Die Liberalisierung der politischen Kultur des Weststaates sei für sie wichtiger als die Entschuldungsdiskurse der Älteren gewesen. Mit Blick auf verbreitete Klischees fragt die Autorin, wie denn die angebliche „schlagartige“ Etablierung eines „kritischen Journalismus“ und einer „kritischen Öffentlichkeit“ mit der Spiegel-Affäre 1962 möglich gewesen war, wenn in den 1950er Jahren nur Restauration und Konformität gewaltet hätten. „Der Ge-

nerationswechsel in den Führungssetagen war ein wichtiger Faktor beim Übergang vom Konsensjournalismus zur ‚Zeitkritik‘. Das Nachrücken der 45er in die Chefsessel führte in den 60er Jahren zur Entwicklung eines neuen Berufsverständnisses“ (S. 279, 309). Doch zunächst waren die Vertreter dieser Generation diskursiv in der Minderheit. Denn der Konsens der Trägergeneration des NS war nicht nur defensiv und beschweigend, sondern auch offensiv stilisierend und aggressiv-wehleidig. Bis in die 1960er Jahre hinein waren die westdeutschen Eliten nicht bereit, den Opfern und Überwindern des NS zu verzeihen. Die „frühesten und mitunter auch lautesten Stimmen kamen dabei aus den Kirchen“ wie *Jan Friedmann* und *Jörg Später* in ihrem Aufsatz zur Kollektivschuld-Debatte konstatieren. Aus dem Selbstverständnis der Kirchen als „intakte Ordnungsmächte und ungebeugte Gegenspieler des NS-Regimes“ heraus warfen sie sich zum Subjekt von Vergebung von Schuld auf (S. 69). Die Erörterung von Verantwortlichkeiten und Haftbarkeit wurde durch eine ins Metaphysische gewendete Schuld-Debatte vernebelt und gegen die – im kirchlichen Verständnis lediglich weltlichen – Urteilen folgenden Entnazifizierungs- und Reeducations-Maßnahmen „agitiert.“ „Das deutsche Volk ist viel mehr Opfer als Träger dieser Greuelzeiten gewesen“ postulierte der Kölner Kardinal Frings. Nun seien die Deutschen Opfer gleich zweier Ungerechtigkeiten, zunächst die der Nazis und dann die der Siegermächte (S. 73). Die Ursachen des Nationalsozialismus sah man in der Säkularisierung des Abendlandes und in der Moderne, was nun durch eine

Lebensführung im christlichen Sinne zu sühnen sei (S. 71 f.)

Auch im Aufsatz von *Nicolas Berg* zu den „Lesarten des Judenmords“ geht es um die Abwehr der Schuld. Anhand der Rezeptionsgeschichte der Holocaust-Bücher von Gerald Reitlinger (1953, dt. 1956), Raul Hilberg (1961, dt. 1990) und William S. Shirer (1960, dt. 1961) illustriert der Autor die Ignoranz, Häme und Selbstgerechtigkeit der damals tonangebenden Historiker und anderer Kritiker. Ein immer wieder vorgebrachtes Argument war, daß in den Büchern „der Kern der Problematik“, eben das „Wesen des Totalitarismus“, verfehlt würde (Buchheim 1957, Broszat 1963, zit. nach *Berg* S. 108, 118). Gerhard Ritter sah 1948 den Nationalsozialismus nicht mit seiner spezifischen deutschen Vorgeschichte verbunden, sondern als Ergebnis von Atheismus und Demokratismus, der das christliche Weltbild zerstört und totalitäre Systeme ermöglicht habe (*Friedmann/Später* S. 80). Diese Deutung des Wissenschaftlers ähnelt stark den bereits zitierten Deutungen der Kirchen. Und noch im Jahr 1961 raunte Golo Mann in einem relativierenden Vorwort zur Übersetzung zu Shirers „Aufstieg und Fall des Dritten Reiches“ von „verschuldet-unverschuldeter Ausweglosigkeit“ der Deutschen und „den Zwang zu irren, wo es den rechten Weg nicht gibt“ (*Berg*, S. 115).

Das Ausweichen des deutschen Bürgers in das diffuse Raisonement um das Dämonische, den Satan und das Schicksal illustriert auch *Jan Eckel* in seinem Aufsatz „Intellektuelle Transformationen im Spiegel der Widerstandsdeutungen.“ Er zeigt, wie im Diskurs um „den deutschen Widerstand“ (im Westdeutschland der 1950er

Jahre verstand man darunter ausschließlich die Verschwörer des 20. Juli 1944) den ehemaligen Volksgenossen eine völlig überdehnte Identifikations- und Projektionsfläche angeboten und eine die Nachkriegszeit einschließende deutsche Leidens- und Opfergeschichte konstruierte wurde. Der derart eingeeengte „deutsche Widerstand“ wurde zum Gründungsmythos der Westrepublik stilisiert. Hans Rotfels erklärte 1954, daß „nicht Fußballsiege und Mercedeswagen, sondern das Handeln und Sterben der Männer des 20. Juli die Ehre des Landes wiederhergestellt“ hätten (*Berg*, S. 161). Da diese Identifikationsfiguren (z. B. auch Rommel oder Canaris) den Nationalsozialismus zunächst begrüßt und ihm viele Jahre gedient hatten, stellte sich für historische Darstellungen und Biographien dieser Zeit die Frage nach der Umkehr der Protagonisten. *Eckel* beschreibt, daß diese „Umkehr-Modelle inhaltlich weitgehend unbestimmt bleiben, also nicht konkret faßbar wurde, welche Position die dargestellten Figuren überwunden hatten.“ (S. 151) Ein Komplement zu dieser diffusen Darstellung sind religiöse Verstehensformen bei Historikern. Gerhard Ritter, von 1949 bis 1953 Vorsitzender des deutschen Historikerverbandes, spricht 1954 in seinem Goerdeler-Buch von der Weltgeschichte als beständigem Ringen „Gottes mit dem Satan“ (ebd. S. 161 f.), der Publizist Rudolf Pechel schrieb 1947 von der „satanischen Raffinertheit“ des Nationalsozialismus. Aus seiner Sicht glich „ganz Deutschland ... einem besetzten Land.“

Die geistige Spannung der 1950er und 1960er Jahre wird deutlich, wenn man diese Diskurse über die NS-Zeit

mit den Diskursen in Beziehung setzt, die *Moritz Scheibes* in seiner Studie „Auf der Suche nach einer demokratischen Gesellschaft“ rekonstruiert. Denn direkte Zeitgenossen jener so vormodern wirkenden Rede von der satanischen Raffinertheit des Bösen, vom Dämon Hitler und der totalitarismustheoretischen Exkulpation der Trägergruppen des NS waren Ralf Dahrendorf und Jürgen Habermas mit ihren kritischen Analysen zum Zustand der bundesdeutschen Demokratie, deren Impulse zu der bekannten Trendwende bei der Durchsetzung von mehr Modernität und Liberalität am Ende der 1960er führten.

Die größte moralische und juristische Geltung hatte bis dahin jedoch das bürgerlich-konservative, autoritäre und patriarchalische Weltbild, wie der letzte Komplex des Sammelbandes zeigt. Im Aufsatz „Das Ende der Schulzucht“ zeigt *Torsten Gass-Bolm*, daß noch 1957 der BGH das inzwischen umstrittene „Gewohnheitsrecht der Lehrer auf körperliche Züchtigung“ bestätigte. Und noch im Jahr 1961 wurde in der pädagogischen Diskussion bekräftigt, daß körperliche Züchtigung im Gymnasium eine „elementare Verletzung der menschlichen Würde“ – in der Volksschule aber unumgänglich sei (S. 445 f.). *Sybille Buske*, die die „Debatte über die Unehelichkeit“ rekonstruiert, verweist auf einen Gesetzentwurf von 1961, der davon ausging, daß uneheliche Geburten die staatliche und sittliche Ordnung unterminierten und erneute Unehelichkeit, kriminelles Verhalten und geschädigte Persönlichkeiten nach sich zögen. Das Familienrechtsänderungsgesetz von 1961 erschwerte die Ehescheidung und stellte außereheliche Intimitäten, deren Dul-

dung und Herbeiführung („Kuppelei“) wie auch Homosexualität unter Strafe (S. 337 f.). Eine Gesetzesänderung erfolgte erst 1969. Insgesamt strebte man in der westdeutschen Nachkriegsrepublik eine „sittliche Restabilisierung“ an, die die „Rechtssprechung der Kaiserzeit wie auch der Weimarer Republik zum Ziel hatte“, faßt *Michal Kandora*, dessen Thema „Homosexualität und Sittengesetz“ ist, anhand des Entwurfs zum Strafgesetzbuch von 1962 zusammen (S. 384).

Der Band kann mit den verdienstvollen Sammelbänden zu den 1950er Jahren – *Modernisierung im Wiederaufbau* – und den 1960er Jahren – *Dynamische Zeiten* – in Bezug gebracht werden. Im Vergleich hierzu liefert *Herbert* weniger ein breit angelegtes Diorama einer erfolgreichen Modernisierung, sondern eher eine Tiefenbohrung hinab zu den sedimentierten Traditionen, Ideologemen und mentalen Beständen, die ein Vierteljahrhundert lang die Bundesrepublik prägten und mit der Vergangenheit verhanden.

Thomas Ahbe

Alexander Demandt, Kleine Weltgeschichte, Verlag C. H. Beck, München 2003, 368 S.

Volkspalast und Ostalgie-show – Hits der 60er und die Wiedergeburt des Käferprofils bei VW: die Retrokultur feiert sichtbare Erfolge allerorten. Auch auf dem Markt der Bücher zur Weltgeschichte ist es hierzulande ein bißchen wie früher. *Alexander Demandt* erinnert in seiner Einleitung an die Zeit des Kaiserreichs, als „Weltgeschichte“ noch ohne große Skrupel als Titel von Lehrveranstaltungen benutzt

wurde. Es war aber gerade die Berliner Universität für ihre frühe Ablehnung eines solchen Vorgehens, die Beschränkung auf einzelne Zeitabschnitte und ein Plädoyer für Spezialisierung bekannt, was unter anderem Kurt Breysig mit relativer Isolation und Marginalität bezahlen mußte. So eignet sich eine pur lokale Traditionsstiftung kaum, aber aufs Ganze gesehen trifft *Demandts* Verweis auf große Vorgänger sicherlich den Kern. Unter Weltgeschichte verstand man vor rund 100 Jahren in weiten akademischen Kreisen Deutschlands die arbeitsaufwendige Hingabe an ein bildungsbefissenes Publikum innerhalb und außerhalb des Hörsaals. Zugleich stand das Interesse an diesem mehr öffentlichen als innerfachliches Prestige verheißenden Sujet unter dem Verdacht des Verrats am Humboldtschen Ideal eines zur Spezialisierung zwingenden Forschungsimperativs, der auch die Ausrichtung der ihrerseits forschungsgebundenen Lehre gehorchen sollte. Nur im Nachkriegssemester des Jahres 1919 diente an der hauptstädtischen Universität „Weltgeschichte“ (von Eduard Meyer gelesen) als legitimes Instrument, die Lücken, die der lange Frontaufenthalt im Wissen der Studenten gerissen hatte, schnell zu schließen.

Auch Anfang des 21. Jhs weist der Autor, Berliner Professor für Alte Geschichte und seit Jahren durch Bemühungen um weitreichende epochenübergreifende Vergleiche hervorgetreten, zuerst den Gedanken von sich, überhaupt Weltgeschichte wagen zu können. Es bedurfte der Initiative eines Verlages, wie schon vor mehr als 100 Jahren, als die großen Lexikon- und Publikumsverlage sich gegenseitig in der Konzipierung mehrbändiger